



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destr. Etville.

1917. * Nr. 41.

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.) (Hochdruck verboten.)

Achim Thorstein kam noch eben zurecht, um die Familie, deren Tochter ihm ein so großes Interesse abnötigte, reisefertig aus der Halle verschwinden zu sehen. Einen Augenblick war er grenzenlos enttäuscht. Dann überwand er sich und fragte den gewaltigen Türhüter nach Namen, Woher und Wohin der Herrschaften, aber der Mann wußte nichts.

„Die Leute kommen nachmittags und reisen am andern Morgen wieder ab“, sagte er achselzuckend. „Woher sollte man da erfahren, wer sie sind? Soviel ich weiß, wollen sie nach Meiringen.“

Dort kam Thorstein her. Wirkliche Hochtouren waren ihm einstweilen noch verboten. Andererseits wollte und sollte er sich allmählich ruhig wieder etwas zumuten, um sich abzuwöhnen. So war er über die Furka gewandert und hatte sich vorgenommen,

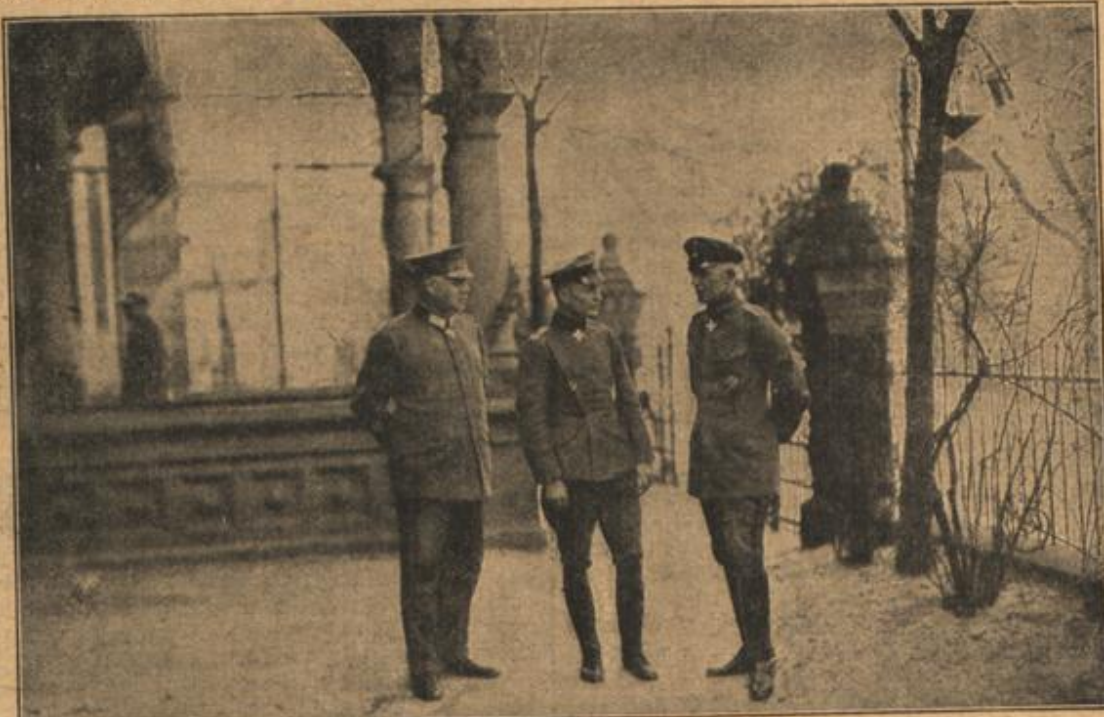
von Luzern aus Ausflüge zu machen. Um wie ein verliebter Jüngling hinter dem schönen Mädchen herzureisen, noch dazu den Weg, den er eben gekommen, war er sich nicht mehr jung genug. — Seufzend wandte er sich nun ab. Aber der Aufenthalt hier oben, den er eigentlich auf mehrere Tage hatte ausdehnen wollen, war ihm verleidet. Es war, als sei mit der schlanke Erscheinung der Berg seines Reizes entkleidet. — Die Sonne hatte ihre Leuchtkraft verloren, so sehr sie in südlicher Glut brannte, und ein Gefühl der Unruhe bemächtigte sich des Einsamen, das ihn schließlich veranlaßte, mit dem Nachmittagszug zu Tal zu fahren.

In scharf umrissener Reinheit hoben sich die Berge von dem tiefblauen Himmel. Bei jeder Wegbiegung änderte sich das Bild in immer neuen und immer reizvolleren Gestaltungen, doch wurde dem Reisenden die Fahrt verleidet durch zwei Engländerinnen, die ihrem Entzücken in den höchsten Tö-

nen Ausdruck verliehen. Mit einer Art von Heißweh dachte er an die stumme Bewunderung der schönen Unbekannten vom heutigen Morgen.

Es war daher eine wirklich freudige Überraschung, als er nach einer märchenhaften Fahrt über den im Schrein der untergehenden Sonne blutrot aufstrahlenden See mit seinen abwechselungsreichen Ufern die Familie gegen alles Erwarten im Hotel Schweizerhof in Luzern wiederfand. Entgegen seiner sonst geübten Zurückhaltung schloß Thorstein sich energisch zu ihr heran und wußte es einzurichten, daß er seinen Platz neben dem Bruder des jungen Mädchens erhielt. Eine Anknüpfung zu finden konnte unter solchen Umständen nicht schwer sein, denn auch die Familie erkannte ihn sofort wieder. Mit großer Bereitwilligkeit ging der Jüngling, ein blutjunger Leutnant, auf alles ein. Fast machte es den Eindruck, als ob er erlöst aufatme, dem engen Familienzusammensein ein wenig entzogen zu werden, und er hätte vielleicht gar nichts dagegen gehabt, nach dem Essen sich dem neuen Bekannten anzuschließen. Diesem jedoch lag nur daran, mit dem Mädchen zusammen zu sein, das einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. — Wohl oder übel mußte der Jüngere sich seinem Wunsche fügen.

Während der Dauer einer Stunde schlug Elen Randow ihre ersten Augen voll zu Thorstein auf, als er sie begrüßte. Wieder durchzuckte ihn jener erste Eindruck, welchen fesselnden Gegenstand die eigenartig hellen Augen, die von langen dunkeln Wimpern umsäumt waren, zu ihren dunkeln Haaren bildeten. Aber ehe er es zu mehr als ein paar Worten bringen konnte,



Rittmeister Freiherr Manfred v. Nidthofen im Gespräch mit dem Kommandierenden General der Luftstreitkräfte v. Hoepfner (rechts) und dem Chef seines Generalstabs Oberstleutnant Thomsen.

hatte die Mutter sich auch schon des Gesprächs bemächtigt. Wortreich verbreitete sie sich über die Eindrücke, die sie oben auf dem Pilaus, sowohl als auf der Fahrt gesammelt hatte. Im Hotel hatte sie schon tausenderteil anzufügen, obwohl doch ihr Aufenthalt darin erst nach Stunden zählte.

„Die Mutter ist furchtbar“, dachte Thorstein, der schnell herausgefunden hatte, daß Frau Randow keine Antwort

...pauze, als ob sie Angst hätte, es könne ihr jemand das Wort entziehen. Aber niemand machte den Versuch dazu. Die Angehörigen kannten offenbar die Schwäche der Mutter und berücksichtigten sie. Man sah schweigend das nach Schweizer Art sehr reichhaltige Mahl. Die Herren tranken sich verbindlich lächelnd zu und beschränkten sich auf wenige ganz kurze Bemerkungen. Das junge Mädchen sprach — wie immer — gar nichts. Sie sah wenig und sah dabei mit einem seltsam stillen Ausdruck ins Leere. Es fiel Thorstein auf, daß ihre Mutter keinerlei Versuch machte, ihre Teilnahme zu wecken oder sie zu veranlassen, mehr zu essen.

„Jugend etwas stimmt da nicht“, dachte der heimlich Beobachter; er fühlte, daß sein Herz sich völlig auf die Seite des schönen Mädchens stellte, ehe er auch nur ahnte, wodurch die Entfremdung, die er als zweifellos voraussetzte, zwischen ihr und ihrer Familie entstanden sein könne.

Er hatte bald herausgebracht, daß Familie Randow einige Zeit in Luzern bleiben und von hier aus Ausflüge in die Umgebung machen wollte. Da dies sich durchaus mit seinen Plänen deckte, so frohlockte er innerlich, daß ihn der Zufall so glücklich geführt hatte. Es machte sich wie von selbst, daß er sich der Familie angeschlossen. Der Saalkellner, der glauben mochte, die Herrschaften gehörten zuammen, legte sein Frühstücksgedek mit auf den kleinen Tisch, an dem Familie Randow die kleinen Mahlzeiten einnahm und es war nur zu natürlich, daß dann die Pläne für den Tag besprochen wurden, was wiederum zu Verabredungen führte. Es dauerte nicht lange, da herrschte namentlich zwischen Gerhard Randow, dem jungen Leutnant, und Achim Thorstein ein freundschaftliches Einvernehmen. Sie hielten sich gegenseitig zu einem kleinen Lummel durch den alten Teil der Stadt abends nach dem Essen ab, oder sie rauchten ihre Abendzigarre, indem sie am Secuser auf und abwanderten.

„Ellen möch' es so gern ein Stück auf der Gotthardstraße wandern“, vertraute Gerhard eines Abends seinem neuen Freunde an. Die Herren waren im Hotelgarten, der sich am Secuser entlang zog, geblieben und verzichteten auf die Zigarre; da seit dem Nachmittags Föhn erwartet wurde. Die Luft war düst' und schwer. Die Vögel flogen tief, wie in Angst.

„Na ja“, erwiderte Thorstein sofort einverwandt, „warum nicht? Ich finde, bis jetzt haben wir noch recht wenig geleistet!“

„Allerdings! Wenn man Ihre Bergausrüstung sieht, denkt man nicht, daß sie sich so bescheiden könnten. Aber wir —“

„Was — wir? Sie und Ihre Schwester setzen sich hier in ein erstklassiges Hotel und lassen sich verwöhnen, wie Sie es in Berlin haben können, statt in den Herrlichkeiten der Natur zu schwelgen.“

„Das geschieht aus Rücksicht auf unsere Eltern. Vater leidet an Gicht. Außerdem hat er beständig Geschäfte zu erledigen. Und Mutter ist nie eine große Fußgängerin gewesen. Gestern die Tour auf den Gütisch war ihr schon beinahe zu viel.“

„Ah — ich verstehe. Wenn Mutter nicht mitkommt, gehen die Jungen auch nicht“, spottete Thorstein.

Aber Gerhards hübsches, offenes Gesicht flog ein helles Rot. „Wir möchten schon“, sagte er, „aber Mutter sieht es nicht gerne.“ Die Herren standen am Secuser und blickten in den verdämmerten Abend hinaus. Die Berge, die vorher den goldigen Schein der Abendsonne widergestrahlt hatten, versanken einer nach dem andern in stumpfem Grau. Nur ganz oben an einem der Niesen hing wie hingeweht noch ein Stückchen Sonnengold, das mit jeder Minute mehr verlosch. Ein wehes Gefühl presste Thorstein das Herz zusammen, er hätte nicht sagen können, warum.

„Ich hätte nie für möglich gehalten, daß sich in unserer Zeit zwei erwachsene Menschen wie Sie und Ihr Fräulein Schwester noch so völlig am Gängelband führen lassen“, sprachte er. „Sie wachen sonst beide einen ganz anderen Eindruck. Wenn Ihre Frau Mutter nicht laufen kann, warum lassen Sie nicht die Eltern hier zurück, nehmen Ihr Ränzle auf den Rücken und wandern in die Berge? Sie ahnen nicht, was für schöne Touren man von hier aus machen kann.“

„Doch — ja, ich weiß. Es ist nur — es handelt sich um Ellen“, stotterte Gerhard. „Sie würde sehr gern wollen, aber —“ er stockte und vollendete dann: „sie ist krank gewesen.“

Thorstein hatte gespannt zugehört. Er kam sich selbst unzuversichtlich vor, aber er konnte der Versuchung nicht widerstehen, endlich Näheres zu erfahren. „Der Arzt hat ihr also das Laufen verboten?“ fragte er rasch, obwohl er merkte, daß der andere abbrechen wollte.

„Ja — nein —“ das schnelle Rot stieg wieder in Gerhards Schläfen. Es wurde ihm sichtlich schwer, die rechte Antwort zu geben. „Mutter will es nicht“, sagte er endlich wahrheitsgetreu, „aber Ellen leidet darunter, sie war früher sehr lebhaft und unternehmend.“

Es ging nun doch nicht gut an, zu fragen, wie es käme, daß sie das nicht mehr sei. Aber der Drang, dem schönen Mädchen mit

zu sagen: „Wir sollten uns ihrer mehr annehmen. Es muß entsehrlich dde sein, abends unter all den älteren Damen zu sitzen. Gleich gehen Sie hin und versuchen, Ihre Schwester herauszuloten.“

„Behorjam wandte sich Gerhard und steuerte auf das Hotel zu. Fräulein fuhr ihm der erste Windstoß entgegen. Hei, das würde Ellen Spaß machen! Mit raschen Schritten sprang er auf das Haus zu. Es gelang ihm, der Schwester Zeichen zu geben, daß sie heraussäme, ohne daß Frau Randow es merkte. Sie hatte seit dem Nachmittags Anschluß an eine Dame gefunden, die womöglich noch eleganter war als sie. Es war eine Engländerin, die sehr hoch nötig auftrat. Um so mehr gereichte es Frau Randow zur Genugtuung, daß sie Gnade vor ihren Augen fand. Die Damen waren in ein Gespräch über Mode veriefert, das sie ganz gefangen nahm.

„Nach rasch“, flüsterie Gerhard, „der Föhn kommt. Zieh dir deinen Gummimantel an, wir wollen an den See.“

Ellen antwortete keine Silbe. Sie eilte die Treppe hinauf, und war nach wenigen Augenblicken wohl ausgerüstet wieder unten. Mit raschen Schritten lief sie neben ihrem Bruder her. Ihr zartes Gesicht hatte sich ein wenig gerötet und die Augen blickten lebhafter als sonst, obwohl sie auch jetzt kaum sprach. Als sie Thorsteins ansichtig wurde, der den Geschwistern entgegenkam und sehr gegen den Wind anlämpfen mußte, während sie von ihm getrieben wurden, veränderte sich ihr Ausdruck ein wenig. War es Freude oder —? Er wußte es nicht zu deuten.

„Ich schlage vor, wir laufen nach der Brücke“, rief er eifrig, „von dort muß der See herrlich aussehen.“

Sogleich machten sie sich auf den Weg. Der Staub fuhr ihnen in die Augen, aber es machte ihnen nichts aus. Schon von weitem sah man den unruhigen Wellengang des Vierwaldstättersees, den sie alle bis dahin nur in vollkommener Ruhe als ein Bild des Friedens gesehen hatten. Als sie die Brücke, die den neueren Teil von Luzern mit der alten Stadt verbindet, erreichten, wurden die Wogen schon hoch aufgeweicht. Am Himmel schoben sich dunkle Wolkenmassen eilig dahin. Die Berggipfel in der Nähe zeigten sich schroff gegen den Himmel, dessen Aussehen ständig wechselte, die ferneren schienen verschounnen, verschluckt von den Wolken, die sich drohend zusammenballten. Dann und wann zuckten Blitze, die sekundenlang das schauerlich-schöne Bild erhellten. Der Wind oer Wogen schlug bis zu den Zuschauern empor und nähte ihre Kleider. Aber keiner von ihnen achtete darauf.

Ellen stand mit weit offenen Augen und staunte begeistert den Aufruhr in der Natur an.

„Jetzt da draußen sein“, murmelte sie einmal selbstvergessen. „Wo?“ fragte Thorstein überrascht, „auf dem See?“

Sie nickte nur. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust, während ein sehnsüchtiger Blick in ihre Augen trat.

Es interessierte ihn mehr, als das großartige Naturschauspiel um ihn her. So sehr litt sie unter dem Eingengtheit? Warum aber ließ sie es sich gefallen? Mit einem Male merkte er, daß er ihr noch immer in das Gesicht starrte. Gewaltsam löste er sein Auge von diesen reinen Zügen, die ihn heute noch mehr als sonst ergriffen, da nicht mehr der starre Bann auf ihnen lag.

Wie lange sie so in Schauen versunken gestanden hätten, hätte wohl keiner der drei Menschen zu sagen gewußt. Der Wind, der von Süden kommend, die Wellen des Sees vor sich herjagte, brach sich am Gebirge und jagte die Wasser zurück nach Osten, so daß die Wasserhügel gegeneinander prallten und hoch in der Luft zerfielten. Es wurde sehr ungemütlich auf der Brücke.

„Wir werden nach Hause müssen“, schlug Gerhard plötzlich fast leintaut vor. „Es ist spät geworden, hoffentlich hat man unser Fehlen nicht bemerkt.“

„Mein Gott“, rief Achim ungeduldig, „ich habe es Ihnen vorher schon gesagt: Sie sind doch beide erwachsen!“

Die Geschwister tauschten einen raschen Blick, aus dem er nicht klug werden konnte. Dann liefen sie, so schnell es eben anging, zum Hotel zurück. In großer Aufregung kamen ihnen die Eltern entgegen. Frau Randow war ganz außer sich, sie weinte und wußte sich gar nicht zu fassen. Thorstein nahm die ganze Schuld auf sich und suchte zu beruhigen, aber auch vorzuarbeiten.

„Was dachten Sie, meine gnädige Frau, daß Ihren Kindern geschehen sein könnte“, fragte er ein wenig spottend. „Sie konnten nicht annehmen, daß wir bei diesem Wetter eine Spazierfahrt auf den See unternommen hätten? Das ist zudem gar nicht erlaubt. Es hätte also schon ein Räublein vom Himmel fallen müssen.“

„Sie haben gut reden. In die Angst meines Mutterherzens können Sie sich nicht versetzen“, klagte Frau Randow.

„Ich würde etwas seelische Abhärtung vorschlagen“, riet Thorstein in verbindlichem Ton. „Lassen gnädige Frau Ihren Kindern öfters mehr Freiheit — es ist nichts für junge Leute, in den Alpen herumzusitzen; dann kann man nämlich ebenfogut in Berlin bleiben und sich die Alpen in der Uania ansehen.“

Die Dame zog ein beleidigtes Gesicht. Aber er tat, als merkte er es gar nicht. „Geben Sie uns die Erlaubnis, am ersten schönen Tage bis Andernatt zu wandern“, bat er. „Das ist eine ganz kleine Tour. Winzig. Mein Wort darauf, ich bringe Ihnen Ihre Kinder heil und ganz wieder.“

„Ja“, mischte sich Herr Randow ein. „Ich glaube, Sie haben recht. Es wäre ganz gewiß gut für Ellen.“

„Mutter sieht es nicht ein“, trostete Gerhard, „ich habe es ihr schon mehr als ein Duzendmal gesagt. Wie soll Ellen je wieder froh werden, wenn sie förmlich bewacht?“

„Was du immer redest“, fuhr Frau Randow ärgerlich auf. „Von bewachen ist keine Rede.“

„Berzeihung, gnädigste Frau — für den Fernerstehenden mach es fast den Eindruck“, erlaubte sich Thorstein zu bemerken. Sie blidte ihn starr an, wie erschrocken.

„Wir können Ellen fragen“, murmelte sie. „Sie bleibt überhaupt lange — willst du nicht nach ihr sehen, Gerhard?“

„Sie wird wohl nicht mehr zum Vorschein kommen“, meinte Herr Randow. „Was sollte sie sich um zehn Uhr abends noch umziehen?“

„Sollte sie etwa in den nassen Kleidern sitzen?“ fragte seine Frau scharf zurück.

Er hob die Schultern mit einer müden Bewegung, als wollte er sagen: Mit die streie ich nicht.

Ach in Thorstein wollte es nicht ganz mit ihr verderben. Er stand auf, um „Gute Nacht“ zu sagen.

„Sie haben recht gehabt, Ihr Fräulein Tochter er hinauszuschicken, gnädige Frau“, sagte er lebenswürdig. „Ich fühle jetzt erst, wie naß ich bin. Aber nicht wahr, ich habe Ihr Versprechen: Am ersten schönen Tage dürfen wir auf der Argenstraße wandern?“

Mit sauerlichem Lächeln legte Frau Randow ihre Hand in die seine.

Es dauerte ein paar Tage, bis das Wetter sich wieder beruhigt hatte. Aber dann kam ein Sonntagmorgen mit einem tiefdunkelblauen Himmel, der sich wie eine Glode über der Erde wölbte. Thorstein, der sonst kein Fröhlichster war, sprang aus dem Bette, als der Sonnenschein in sein Zimmer strahlte. Ohne Umstände ließ er Gerhard Randow wecken.

„Ist Ihr Fräulein Schwester auf?“ fragte er, als sie sich bald nachher unten trafen.

„Nein — wie so?“ fragte Gerhard zurück.

Ach in schüttelte ihr gutmütig an den Schultern.

„Weil wir fort wollen! Um neun Uhr geht das Dampfschiff. Schnell, schnell, schiden Sie ihr Bescheid.“

„Haben Sie denn meine Eltern gefragt?“ stotterte der große, hübsche Junge verlegen.

„Nein — wie sollte ich? Es sah gestern noch nicht so aus, als ob es heute ein strahlender Sommertag werden wollte. Aber wer lang fragt, geht lange irre. Wir können einen Brief hinterlassen.“

„Nein — das geht auf keinen Fall!“ So bestimmt hatte Gerhard nie gesprochen. „Mutter würde außer sich sein. Aber ich will es versuchen, ob ich sie sehen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Teufels Schwiegertochter.

Novelle von Frdr. v. Schilling. (Nachdruck verb.)

So! — Nun sitzen wir im Pech, Susi, aber gewaltig und rettungslos! — Mit diesen Worten legte der Oberleutnant und Distrikts-Offizier Leo von Loffen seinen eleganten Geh-Pelz auf den roten Plüschfessel des Hotelzimmers, das ihn und seine Gattin seit gestern beherbergte.

Die mit Susi Angeredete hatte sich vor dem schmalen Pfeiler-Spiegel einen Toiletentisch aufgestellt und davor Platz genommen. Sie ordnete ihr Haar, prachtvolles Haar, das ihr dunkel und wellig über den hellblauen Kimono fiel.

„Wie so Pech?“ fragte sie etwas lakonisch und mit einer kleinen Falte zwischen den dunklen Brauen, denn sie liebte es nicht, gestört zu werden, wenn sie große Toilette machte.

„Ja, das ist nun nicht so schnell erzählt! Vor allem möchte ich mich setzen, der Schreck ist mir zu sehr in die Knochen gegangen!“ —

Sie lachte leise in das helle Spiegelglas.

„Ansehen tut man dir's nicht! Du siehst mir eher nach Kempinski oder Kömmerler aus!“

„Kaiser Keller!“ verbesserte er lachend. Wieder mal den Nagel auf den Kopf getroffen, du süße Hexe!“

„Also du warst im Kaiser Keller! Man stahl dir dein Geld . . . oder deine alte Uhr vom Urahn, die noch mit dem ‚Schlüssel‘ jeden Abend . . .“

„Ach viel, viel schlimmer! Du ahnst es nicht, Susi! — Also! Ich sitze hinter einer Flasche Rheinwein ganz solo in der ‚Kajüte‘! Du kennst ja den trauten Raum mit den verschwiegene Ecken und Winkeln! Ich denke eben daran, wie reizend es sein wird,

heut abend beim Maskenfest im Verein der Inaktiven, wie reizend du sein wirst als holländischer Fischertochter, da . . . denke dir, in der traulichen Stille um mich plötzlich die Stimme von Max Berger und noch eine andere, die mir den Herzschlag stocken macht! Ich äuge aus meiner dunklen Ecke scharf nach dem Eingang, da steht er leibhaftig: mein alter Herr!“

„Der Schwiegervater! . . . Leo!“ — Susi springt auf.

„Wie ich dir sage, mein Schatz! — Ich habe dir immer prophezeit, daß es unvorsichtig ist, in Berlin zu sein, wenn das Herrenhaus und seine Sitzungen beginnt! Nun haben wir die Bescherung!“

„Berlin ist groß! — Auf dem Maskenball wird er kaum sein und im Apollo morgen abend noch weniger!“

„Aber so höre doch! Die beiden nehmen also in meiner Nähe Platz, ohne mich zu sehen natürlich, denn die Kojütenbänke haben hohe Lehnen! Die ganze Unterhaltung hörte ich! Also das Kamel Berger erzählt und erzählt, daß wir, du und ich, auch hier wären zu ein paar vergnügten Tagen! Und daß wir alle heute abend im Kasino der Inaktiven uns treffen wollten! Auch unsere Kostüme wußte er, na und das übrige kannst du dir denken! Das sprachlose Staunen meines alten Herrn, der uns ruhig daheim in unserm Bosenmüdel vermutet! Und nun spüte dich mit dem Paden, wir reisen noch heute abend zurück!“

„Und unser Fest, Leo? — Der Ball, auf den ich mich seit Wochen freue! So töricht werden wir doch nicht sein! — Laß mich nur machen! Du nimmst jetzt einen Tauximeter und tauschst unsere Kostüme ein bei Felix & Co. Mir bringst du das Satanello-Kostüm und dir irgendeinen eleganten Domino! Da erkennt uns kein Mensch! Ich muß auf den Ball, Leo! Ach mir pridet's ordentlich in allen Gliedern nach Walzertakten! Wie reizend wird es sein! — Und dann . . .“ sie lächelt verkommen, „wer weiß, ob ich ihn nicht erkenne, den Gewaltigen, deinen alten Herrn, und ihm eine feine, feine seidene Schlinge um das kluge Löwenhaupt streife.“

„Susi . . . mach keine Streiche, ich bitte dich . . .!“ unterbricht er sie flehend.

„Sind sie dir je zum Nachteil gewesen?“ — fragt sie ernst und das Lächeln geht von ihrem blassen, pikanten Gesichtchen.

„Nie! Also ich besorge die Kostüme und wasche wie Pilatus meine Hände in Unschuld!“

„Das kannst du!“ lacht Susi und hilft ihm eilend in den Pelz, der ihn noch größer und stattlicher erscheinen läßt, als er schon ist.

„Also für mich das Satanello-Kostüm!“ sagt sie noch einmal und drückt die Tür hinter ihm zu.

Der Maskenball im Kasino der Inaktiven war wieder einmal auf der Höhe! Die Dekoration der einzelnen Räume war einfach märchenhaft, das Büffet und die Weine vollkommen und die Musik hatte noch nie so schmeichelnd und sehnsüchtig in den großen, in Weiß und Gold schimmernden Tanzsaal gelodt. Es herrschte jene jauchzende, harmlos frohe Faschingsstimmung, die eben nur einer geschlossenen Gesellschaft eigen ist, wo man sich unter einander wenigstens oberflächlich kennt. Susi v. Loffen war die reizendste Teufelin und von einer fast fieberhaften Lebhaftigkeit!

Keiner hatte sie bis jetzt erkannt! Und während ihre rot beschuhten Füßchen über das glänzende Parkett glitten nach den Takt des Walzertraums, lächelte ihr kleiner Mund unter der roten Spitzenlarve in spöttischer, triumphierender Freude, und ihr dunkles Auge strahlte zu dem schwarzen Domino hinüber, der dort am Eingang stand und die Eintretenden musterte und den keiner kannte — außer ihr!

Sie wußte, wessen Ich sich unter der schwarzen Seide barg und auf wen der dort unermüdetlich zu warten schien.

Und sie lachte so hell und so spöttisch, wie eben nur in der Hölle gelacht zu werden pflegt.

An der Hand, mit der er ungeduldig hin und wieder die Larve hob, hatte sie ihn erkannt, ihren bittersten Feind — ihren Schwiegervater! Nur zu wohl kannte sie den altertümlichen Ring, den er an der Linken trug. Er langweilte sich augenscheinlich! Und ärgerlich schien er auch zu sein! Kein Wunder, wenn man da so nutzlos stehen mußte, wie ein Wachtposten, anstatt wie geplant im Theater zu sitzen, mit der angenehmen Aussicht auf ein nettes Essen bei Dreißel oder im Treppchen! — Und immer blieb sie in seiner Nähe und seine Blicke folgten ihrer großzügigen Erscheinung in dem glitzernden, feuerroten Fütterkleid.

Sie rollte wie in plötzlichem Entschluß den roten Seidenfächer auf und trat an ihn heran. „So allein?“ — fragte sie flüsternd.

„Auf was wartest du denn hier?“

„Auf einen holländischen Fischer und eine Fischerin! . . .“ bemerkte er kurz.

„Die hab' ich gesehen! Im zweiten Saal, wo das Büffet aufgerichtet! — Soll ich dich führen?“ — meinte sie fragend.

Er sah erkannt zu ihr nieder. So freundlich war noch niemand zu ihm gewesen an diesem Abend, an diesem Tag, der ihm nur

Weger und Verdruß gebracht hatte. Und am Ende hatte ihn der Berger, der nichts wie Unfuss im Kopf hatte, nur angeulkt und er konnte den ganzen schönen Abend vergeblich hier warten!

„So komm doch!“ drängte die kleine Teufelin und schob ihre schmale Hand durch seinen Arm.

Er folgte ihr lächelnd. „Wer bist du eigentlich und wie darf ich dich nennen?“ — fragte er im Weitergehen.

Sie neigte darauf das dunkle Köpfchen mit dem Schlangendiadem näher zu ihm hin. „Ich heiße Satanella, weißt du, und bin des Teufels Schwiegertochter!“ flüsterte sie, und aus der roten Seidenleerde blühten zwei dunkle Augen ihm entgegen.

Der Saal, wo das Büffet aufgebaut war, war leer bis auf einige Ordnonanzen, die am Büffet hantierten. „Schade, sie sind nicht mehr hier! — Aber sie kommen alle wieder in der großen Pause! Sehen wir uns hierher!“

Und Satanella zog ihren Begleiter in eines der kleinen Zelte, die aus bunten Stoffen hier aufgeschlagen waren. Eine Ordnonanz trat auf seinen Wink heran. „Heißel Monopole!“ befahl Satanella, „und eine Schwedenschüssel!“

Sie hatten Platz genommen und jetzt erst spürte er, wie müde und hungrig er war. Und nett war es hier, kühl und still, und die rauschende Musik klang hier so weich und gedämpft herüber! Und diese Schwedenschüssel! Lauter pikante Säckelchen, allerliebste gruppiert, so wie er's liebte! Und wie geschickt die kleine Teufelin dies alles für ihn ordnete mit ihren kleinen, weisen Händen!



Deutsche Frauen im Weltkriege. (Mit Text.)

diese frischen Lippen hinter dem Spitzenansatz der roten Larve. Und wie sie zu plaudern verstand! Wie schlagfertig sie seine Fragen parierte! All seinen Groll und Unmut hatte er vergessen! Nur als die kleine Teufelin so nebenbei fragte, was er denn morgen anfangen würde in dem großen, schönen Berlin, da sagte er ihr, daß er einen „Überfall“ plane ins Polnische hinüber!

Sie waren bei der dritten Flasche angelangt, da wußte Satanella den ganzen Kriegsplan! Er hatte ihr alles anvertraut, warum er heute hier sei auf diesem langweiligen Fest, wie er sich habe ärgern müssen, bei dem Gedanken, daß „die Kinder“ solch

ein Leben führten! Alle Monate seien sie hier in Berlin und im ganzen Kreis hätten sie Besuche gemacht! Das dulde er nicht! Das hieße über die Verhältnisse leben! Und darum wolle er morgen hin und selbst einmal mit eigenen Augen nachsehen, sich überzeugen! . . .

Satanella hob ihr Glas. „Auf gutes Gelingen!“ sagte sie dabei. „Wie spät haben wir eigentlich?“ — fragte sie dann.

Der schwarze Domino zog die Uhr.

„Einhalbelf Uhr! Poch Tausend!“

„Welch eine schöne Uhr! Die möchte ich mal in der Nähe sehen, ja? . . .“

„Aber gern! Sie hat sogar einen Weder! Sie klingt fein und leise!“

„Aber reizend!“ Satanella ließ alle Stunden schlagen und hielt die Uhr an ihr rosiges Ohr.

Er schaute dem Spiel ihrer Hände zu.

„Welch ein nettes Medaillon du da hast! Gib es mir!“ bat sie schmeichelnd und wies auf den kleinen Anhänger an der Uhrkette.

„Zu was möchtest du es haben, kleine Teufelin?“

„Zum Andenken!“ — sie lachte leise und sah ihm zu, wie er das Schmuckstück löste.

„Und was schenkt mir die reizende Satanella?“

Sie griff hastig nach dem Medaillon und stand auf

„Ich dir?“

Blitzschnell bog sie sich über ihn. —

„Dies!“ Es war kein Traum, sie hatte ihn gelüßt!

Ganz verwirrt war er aufgesprungen, um ihr nachzuweisen, aber dahatte erst noch der Bechellner ihn aufgehalten!

Er suchte sie allüberall in den hellen, glänzenden Räumen, er fragte nach ihr, aber man gab ihm die verwirrendsten, blödsinnigsten Antworten nach Fashingsbrauch!

Da ging er endlich, er war zum Umfallen müde!

Bis in den hellen Vormittag schloß er und in seine Träume drängte sich ein dunkles Köpfchen mit einer schillernden Schlange geschmückt und zwei frische, lachende Lippen flüsterten ihm zu: „Ich heiße Satanella!“

„Und nun erzähle, Susi! Warum in aller Welt müssen wir



Netzhund beim Überbringen einer Nachricht aus der vordersten Stellung.



Major Würz,

der neue Leiter des deutschen Kriegspresseamts. (Mit Text)



Auf Patrouille: Fertigmachung einer Meidung.

den Nachtzug benützen — einfach gräßlich!" — damit lehnte sich Oberleutnant v. Lossen gähmend in die Polsterung des Coupés, das ihnen glücklicherweise ganz allein gehörte.

"Das will ich dir ganz genau sagen! Weil heut nachmittag mit dem Sechshuhrzug dein alter Herr uns überraschen wird!" —

"Susi! — Und das sagst du jetzt erst! Von wem weißt du das?"

"Von ihm selbst! — Ich habe mit ihm zwei und eine halbe Flasche Sekt gepichelt und dabei hat er seinem Herzen Luft gemacht! Ich konnte es schon riskieren, denn beim Hochzeitsmahl hat er mich ja kaum gesehen dazumal!" sie lachte triumphierend.



Geh. Rat Prof. Adolf Ritter v. Bacher, der Altmeister der chemischen Forschung. (Mit Text.) Phot. Nicolai Benscheld.

heln seine Zigarrentasche auf. „Du gestattest!" meinte er höflich.

„Bitte! — Im übrigen sei ohne Sorge! Du erinnerst dich, daß ich von einer seidenen Schlinge sprach, die ich dem Löwen ums Haupt legen würde! — Schau her, da ist sie!" und sie hielt ihm auf der flachen Hand ein kleines Medaillon entgegen.

"Susi! Wo hast du das her! Das hat ihm Mama als Braut geschenkt..."

"Und jetzt schenkt er es mir — er selbst! Du kannst ihn fragen heutabend!"



Dr. Alexander Veteric, der bereits viermal ungarischer Ministerpräsident war. (Mit Text.)

"O Susi, du Teufelsmädchel, wohin stehst du eigentlich! Du wirst noch rettungslos reinfallen, paß auf!" — sagte ihr Mann und schlug mit resigniertem Kö-

„Das verstehe ein anderer — ich nicht!"
„Ist auch besser! — Nun schlafe, Schazi! Ich mu; jetzt nachdenken — denn dieses Abends Qual war groß! —"

"Sage mir nur das eine, wie denkst du dir das eigentlich übermorgen, wovon Gäste haben, wie?"

"Ach, das wird sich ja alles finden, alles! Das gibt so der Augenblick! —"

"So, so! — Na, ich wasche meine Hände..."

"Ja, ja, frei nach Pilatus! — Kennen wir... alte Geschichte das!..." unterbrach sie ihn lachend.

Es war um die Nachmittagszeit! Susi von Lossen saßen ihrem Lieblingsplatze vor dem hell und lustig brennenden Kaminfeuer.

Angemein traulich und gemütlich war es in dem großen, niederen Gemache, das zur Winterszeit Wohn- und Speisezimmer in sich vereinte.

Die große Hängelampe brannte über dem oberen Esstische und ihr blendendes Licht war durch einen goldfarbenen Lampenschirm gedämpft.

— Susi war ganz allein in ihrem kleinen Reiche, denn ihr Mann hatte eine Dienstreise unternommen, die ihn erst zur späten Abendstunde heimkehren ließ. Sie hatte eine Arbeit, eine mühevollen Leinwanderei in der Hand, aber die Nadel war ihren Fingern schon eine ganze Weile entglitten. Es war so still um sie her, nur hin und wieder hörte sie von der Küche herüber die Stimme der jungen litauischen Magd, die bei der Arbeit ein Liedchen sang.

Ihr Blick ging nach der Uhr und eine Falte grub sich zwischen ihre schmal gezogenen Brauen.

Der, den sie erwartete, schon seit einer Stunde, er kam nicht! — Und doch hatte sie einen Kriegsplan ausgearbeitet, um die sie ein Feldherr hätte beneiden können! Sie horchte auf. Der Ton der elektrischen Klingel gestalte



Generalmajor Schuch, der neue Leiter des Kriegsamts. (Mit Text.) Phot. B. e. n. s.



Dorf Canale am Tsongo. (Mit Text.)

durch das Haus. Sie blieb ruhig sitzen, auch dann noch, als das Mädchen den Besucher meldete, der ihr ohne weiteres gefolgt war.

Da sprang sie auf mit einem Jubelton in der Stimme: „Du — Papa! — Welche Freude — welche Überraschung! Wie schade, daß Leo nicht daheim ist! . . .“

„In Berlin . . . nicht wahr?“ — warf er ein und schälte sich mit einem spöttischen Lächeln aus seinem großen Pelz.

„Nein, auf Dienstreise!“ meinte sie unbesorgt. „Was darf ich dir anbieten? — Eine Tasse Tee oder Kaffee, ein Glas Wein? — Wir essen Leos wegen heute ein wenig später zu Abend!“

„Für eine Tasse Kaffee wäre ich dir dankbar! Noch mehr für ein wenig Wasserglas!“

Kopfschüttelnd folgte er ihr in das freundliche Gastzimmer, dessen Tür sie ihm öffnete.

Wie behaglich und nett alles hier war in diesem kleinen Haus, ganz anders, wie er sich's vorgestellt hatte.

Und daß die beiden hier waren! So war das alles nur elender Humbug gewesen von dem Berger! —

Dem dankte er auch das dankliche Maskenfest, wo ihm das Medaillon „abhanden“ gekommen war! —

Unangenehme Sache das in der Tat! Die Unmutsfalte lag ihm noch auf der Stirn, als er an dem niedlich gedeckten Tischchen seiner Schwiegertochter gegenüber Platz nahm.

Der duftende Trank stieß schwarz mit herrlichem Aroma in die breiten Schalen, es war ein Kaffee, wie er ihn liebte und wie er ihn zu Haus nie bekam. Freilich dort wurde er in der Küche gebraut und nicht wie hier in zierlicher Maschine von der Hausfrau eigenhändig.

„Darf ich dir einen Chartreuse anbieten oder einen Kirsch, Papa? — Du rauchst doch? — Hier eine ganz leichte Sorte, diese sind schwerer und hier . . . Zigaretten! . . .“ Susi schob das Rauchtischchen herzu und warf eine Hand voll Lannenzapsen aufs Feuer.

Der alte Herr schlürfte seinen Kaffee und lehnte sich behaglich in den Lederessel. Er sah ungeheuer nachdenklich aus und dabei gefiel es ihm hier!

So ungemütlich war es am knisternden Feuer bei aromatischem Kaffee und Zigaretten! . . .

„Du bleibst doch länger, Papa, nicht wahr? — Übermorgen haben wir eine kleine Gesellschaft, und am nächsten Freitag ist Leo zu einer Treibjagd geladen, da nimmst er dich mit!“ . . . begann Susi und griff nach ihrer Handarbeit.

„Ihr gebt Gesellschaften?“

„Großender Unmut lag in der Frage. „So bin ich doch in Berlin recht unterrichtet worden!“

„Warum denn nicht, Papa?“ — Susi lächelte hell auf. „Wir sind doch jung! Warum sich empöseln! Hast du in unserm Alter hinter dem Ofen gefessen?“ . . . Sie richtete die dunklen Augen fragend und furchtlos zu ihm hinüber.

„Wir haben uns nach unsern Verhältnissen gerichtet, mein liebes Kind! . . .“

„Das tun wir auch, Leo und ich!“ begann sie eifrig, aber mit einer Handbewegung winkte er wie ungeduldig ab.

„Das scheint mir nicht so! Ich habe gehört, ihr wäret sehr oft in Berlin, beinahe jeden Monat . . .“

„Erl' gestern sogar, jawohl! Auf einem Maskenball, denselben, den du durch deine Gegenwart beehrtest . . .“ Sie lächelte spöttisch auf sein sprachloses Staunen. „Ich weiß ja ganz genau, warum du heut gekommen bist, lieber Papa, ganz genau!“ Ihre weiche Stimme zitterte vor verhaltener Erregung.

„Gönne uns doch auch ein bißchen Freude . . .! Wo wir doch mitten in unserer Rosenzeit stehen, das wäre doch einfach wider-natürlich, die Menschen und das Leben da draußen zu meiden! Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein!“ — sagt schon der Altmeister Goethe. Nein, nein, wir wollen nicht vor der Zeit kleinlich und mißtrauisch werden, wir wollen nicht hier versauern, sondern unser Anrecht an das Leben haben wie andere! —“

„Also endlich mal Farbe bekant, Frau Schwiegertochter!“

Ein böses Lächeln glitt über das weisse Gesicht des alten Herrn, er schob die halb geleerte Tasse zurück. . . . „Ich werde euch auf halbe Zulage setzen! . . .“

„Tue es doch!“ — rief Susi mit bitterem Lächeln. „Aber einen Rat möcht' ich dir doch geben! Wenn du wieder auf Maskenbälle gehst, so vermeide es, in dünnwandigen Zellen über Familienangelegenheiten zu sprechen . . . das kompromittiert!“ . . .

„Wie meinst du das eigentlich?“ fragte er unruhig werdend und vergeblich eine leichte Verlegenheit niederkämpfend.

„Ich meine, daß du dich allzu offen ausgesprochen hast — einer Fremden gegenüber! Was habe ich denn getan, daß du mich so mit deinem Haß verfolgen mußt?“ — Sie stützte den Kopf in die flache Hand und sah zu ihm auf, ernst und traurig. „Die Hauptsache ist doch, daß wir so glücklich sind, daß ich den Leo so glücklich mache! — Es gibt eben zweierlei Ehen! Solche mit

Geld und solche mit Liebe! Wie es Frauen gibt, kluge und törichte!

— Solche, die zu dumm sind zum Haushalten, die das Geld zerrinnen lassen, wie Sand unter den trägen Fingern und andere wieder, die mit einer einzigen Mark das erreichen, was das Zehnfache den Törichten kostet. — Die zu allem eine Hilfe brauchen, die zu dumm und zu faul sind, sich selbst zu helfen! Gottlob, zu ihnen gehöre ich nicht!“ — Sie atmete tief auf und lachte ihn an.

Woran erinnerte ihn dies frohe, perlende Lachen? —

Ein großes Staunen war in ihm! — Da war er hierher gekommen, um seinem Unmut und Ärger Luft zu machen, etwaigem Leichtsinne zu steuern und statt dessen bekam er selbst die schönste Standpaule über seine Rolle als „Nebenwater!“

Und eigentlich hatte sie recht, die Kleine! In allem, mit allem! Er räusperte sich ein klein wenig.

„Hast du eine Ahnung, Susanne, wer die Dame war, mit der ich den gestrigen Abend verplauderte?“ begann er jetzt vorsichtig und rührte in seiner Tasse.

„Der du dein Medaillon schenkest! — Sie erzählte es ja überall! Das hättest du nicht tun dürfen, Papa . . . gerade der!“

„Könntest du nicht Schritte tun, es mir wieder zu verschaffen, Susanne? Es war ein kleiner Scherz, weißt du! Selbstmüßigkeit!“

Susi starrte nachdenklich in das Feuer. „Und wenn es mir gelingt, Papa . . . dann setzt du uns nicht auf halbe Zulage, Papa . . . nicht wahr? — Und . . . ein wenig . . . ein ganz klein wenig wirst du mich liebhaben, ja?“ — Ihre dunklen Augen leuchten ihn an, während sie ein kleines Medaillon zu ihm hinüberschob.

„Susi! . . . Teufelskind!“ . . . Er sprang auf mit beinahe jugendlichem Ungeßüm. „Komm an mein Herz! —“ Er zog sie an sich mit starkem Arm und seine Hand glitt losend über ihr dunkles Köpfchen, das schluchzend an seiner Schulter lag.

„Weine doch nicht, Satanelle!“ — flüsterte er zärtlich.

„Ich habe dir viel abzubitten, sehr viel sogar! Jetzt erst verstehe ich den Leo, der alles aufgab, alles hingab für dich! Ja verstehe und — beneide ihn!“ — fügte er leiser hinzu und sein ernster Blick streifte den traulichen Raum, das gemüthliche Plätschen am Kamin, wo das Heimfeuer brannte, Wärme und Helle verbreitend.

Befehrt.

Von Frau E. Fries, Rauen. (Nachdruck verboten.)

Herr Oberlehrer Seyffertth beschloß, seiner jungen Frau seine Freude zu machen und ihr eine Ananas mitzubringen, denn sie hatte morgen Kaffee und würde sie jedenfalls gut zu verwenden wissen. Er trat in das große Delikatessengeschäft von Haas, fand aber zu seiner unangenehmen Überraschung den Laden recht voll. Schon wollte er ihn rasch wieder verlassen, als eine Dame ihn anredete:

„Ach, Herr Doktor, wie froh bin ich, daß ich Sie treffe; ich wollte in diesen Tagen zu Ihnen kommen wegen meines Sohnes.“

„Das wäre jedenfalls richtiger gewesen,“ stand deutlich auf des Oberlehrers Antlitz zu lesen, „als mich hier in einem offenen Laden anzureden.“ Aber er sprach nichts dergleichen aus; denn die Dame, der er diese gute Lehre hätte geben mögen, nahm als Gattin eines höheren Beamten eine erste Stellung in der Gesellschaft ein und hätte alles, was er ihr hätte sagen können, wissen müssen. Sie schien denn auch an seinem sehr zurückhaltenden Wesen zu merken, daß der junge Oberlehrer nicht mit ihr zufrieden war. Jedenfalls bat sie tausendmal um Entschuldigung, aber da die Berührung herannah, sei die Frage doch brennend, wie es mit dem Jungen stände.

Neugierig hörten die Anwesenden zu. Seyffertth antwortete daher zuvorkommend:

„Wenn gnädige Frau gestatten, besorge ich meinen Einkauf und bin dann draußen zu jeder Auskunft gerne bereit.“

„Ach ja,“ sagte Frau Justizrat von der Heydt, „das ist sehr liebenswürdig.“

Sie trat, da sie ihre Aufträge bereits erteilt hatte, vor die Tür und wartete auf der Straße, bis der Oberlehrer herauskaufte.

„Nun, Herr Doktor, wie sieht es mit Achim aus?“ fragte sie sofort. „Die Weihnachtsgeschenke sind ja nicht berühmt, sie hat uns recht das Fest verdorben. Eigentlich ist es in andern Städten, wo es keine Zensur zu Weihnachten gibt, doch viel besser.“

„Das können wir nicht finden, gnädige Frau. Die Eltern sind gewarnt, wenn sie an Weihnachten wissen, daß ihr Kind Liden auszufallen hat, und können in den Ferien schon Schrei tun, wenn sie das wollen.“

„Das haben wir ja nun nicht getan“, erwiderte die Dame ein wenig kleinlaut. „Mein Mann ist so sehr gegen Privatstunden, die außerdem furchtbar teuer sein sollen in unserer Stadt. Ich hörte neulich, der Mathematikprofessor ließe sich sechs Mark für die Stunde bezahlen, und ich gestehe offen, das könnten wir einfach nicht, denn wir haben mehrere Kinder.“

Oberlehrer Seyffertz sprach. Was hätte er auch darauf sagen sollen? Er wußte, daß das Haus des Justizrats in geselliger Hinsicht an der Spitze stand, und daß die Ehen, die Herr und Frau von der Heydt gaben, von einem Koch aus Berlin bezogen wurden, weil ihnen die Leistungen der Kochfrau in Falkenhagen nicht genügten. Aber es war eine alibekannte Tatsache, daß selbst sehr wohlhabende Leute sich sträubten, wenn es galt, Geld für Privatstunden auszugeben.

„Mein Mann ist natürlich sehr böse auf Achim gewesen und hat ihn sogar gesagt, er brauch' gar nicht nach Hause zu kommen, falls er nicht verfehlt sei“, fuhr Frau von der Heydt fort, als der Oberlehrer schweigend den Weg an ihrer Seite fortsetzte. Jetzt wurde er lebhaft.

„Das ist ein zweischneidiges Schwert, gnädige Frau“, sagte er, „und Sie täten gut daran, beiziehen vorzubeugen, damit der Junge Ihnen keine dummen Streiche macht, wenn der Fall wirklich eintritt.“

„Nun, ich hoffe doch, daß es soweit nicht kommen wird“, sagte Frau von der Heydt etwas weniger selbstbewußt. „Achim lernt jeden Abend bis elf Uhr, und wenn mein Mann zu Hause ist, überhört er ihn selbst.“

Einen Augenblick zögerte der junge Oberlehrer. Dann sagte er tapfer: „Ich nehme an, daß die Herrschaften sehr gesellig leben, da Sie eine erwachsene Tochter haben. Da wird der Herr Gemahl wohl nur sehr unregelmäßig Zeit für den Jungen haben. Wenigstens haben sich seine Leistungen in meinen Fächern durchaus nicht gebessert.“

„Ich dachte doch? Achim tut immer sehr zufrieden —“

„Ja, lassen Sie sich denn nie seine Hefie zeigen?“

„Gott — es wird jetzt so selten geschrieben — wenn man fragt, hat er nie sein Hefi da.“

„Dringen Sie darauf, daß er Ihnen sowohl das englische wie das französische vorlegt. Sie werden dann sehen, daß seine Leistungen völlig mangelhaft sind, denn die Abschriften sind beinahe ebenso fehlerhaft wie die Arbeiten —“

„Die könnte ich ihm doch nachsehen“, brauste die Mutter aus, „aber er kommt nie zu mir.“

Vielleicht, dachte der Lehrer, muß der Sohn fürchten, auch bei der Mutter keine Zeit oder nur Schelte zu finden, aber er sprach es nicht aus, sondern suchte auf alle Fälle zu begünstigen. Achim ist ein so gutes Kind und durch seine Krankheit im vorigen Jahre etwas zurückgekommen. Sie hätten besser daran getan, ihn damals freiwillig ein Jahr zurückzustellen, dann hätten Sie ihm das immerhin Beiliche erpart, jetzt sitzen zu bleiben.“

„Mein verehrter Herr Doktor, Sie tun ja gerade, als ob das schon beschlossene Sache wäre?“ sagte die Justizrätin eilig.

Die Frau war gräßlich in ihrem Hochmut, und der Oberlehrer beschloß, ihr eine Lehre zu erteilen. „Gente in sechs Wochen ist Schluß, gnädige Frau. Bierzehn Tage vorher müssen mindestens die Zensuren erteilt werden. Ich halte es daher für ausgeschlossen, daß Ihr Sohn den Anschluß noch erreicht —“

„Sie wollen ihn also nicht mitnehmen? Auch nicht, wenn ich Sie bitte, ihm Privatstunden zu erteilen —“

„Von wollen ist keine Rede, meine gnädigste Frau. Und Privatstunden dürfen Lehrer der Anstalt in letzten Vierteljahr nicht mehr anfangen. Ich selbst komme überhaupt nicht in Frage, da ich Ordinarius Ihres Jungen bin!“

Was sind das doch alles für gegenstreiche Einrichtungen solchen Leuten gegenüber, dachte er, die Frau tut ja, als ob die Verzögerung ein Handel sei, den man abschließen könnte!

Frau Justizrat von der Heydt war sehr ungehalten. „Wie soll ich das meinem Manne beibringen?“ jammerte sie. „Er wird den Jungen halbtot schlagen.“

„Das würde ich für ganz verfehlt halten. Sie würden weiter nichts damit erreichen, als daß Sie das Vertrauen des Kindes einbüßten. Denn Achim hat gearbeitet, nur, er war durch die Krankheit zurückgekommen, und es wurde ihm schwer. Ich begrüße eigentlich gerade bei diesem Jungen das Sizenbleiben mit Freunden. Sie werden sehen, daß er in der andern Klasse ein guter Schüler werden wird, denn er gehört nicht zu denen, von denen man befürchten muß, daß sie durch das Zurückbleiben verurteilt sind.“

Das Haus, in welchem von der Heydt wohnten, war erreicht. Kühl reichte die Dame dem Oberlehrer die Hand und sagte: „Entschuldigen Sie also die Anfrage —“

„O, bitte sehr, wären gnädige Frau nur früher gekommen.“

Tief zog Seyffertz den Hut und ging mit eiligen Schritten seiner Wohnung zu.

Am nächsten Tage beobachtete er Achim von der Heydt schärfer als sonst. Schien es ihm nur so, oder sah der Junge noch blässer aus als gewöhnlich? Er empfand Mitleid mit ihm, konnte aber doch nicht direkt fragen, ob er zu Hause Unannehmlichkeiten gehabt habe.

Es kam dann genau, wie Oberlehrer Seyffertz vorausgesagt hatte: Achim blieb sitzen, und zwar, wie man zu sagen pflegt, mit Pauken und Trompeten, denn er hatte überall Rängel. Der Ordinarius nahm ihn nach der Zensurenverteilung beiseite und redete dem blaffen, traurigen Burschen gut zu: „Nun sei kein Tor, mein Junge, und laß dich nicht zu irgendwelchen Dummheiten hinreißen. Ich habe deiner Frau Mutter gesagt, in der nächsten Untertertia wirst du einer der ersten werden.“

„Es ist nur — meine Eltern werden so sehr böse sein“, stotterte der Junge, dem große Tränen über die Wangen liefen.

„Das mußt du nun ertragen. Habe nur Mut, das gibt sich alles wieder, und du darfst überzeugt sein, es kann dir Schlimmeres geschehen im Leben als Sizenbleiben.“

Ein paar Tage war Oberlehrer Seyffertz doch in Ruhe, bis ihm der Junge einmal über den Weg lief und er sich überzeugen konnte, daß nichts von dem geschehen war, was er befürchtet hatte.

Nachher hörte Seyffertz, der seine bisherige Untertertia weitergeführt hatte, nur noch zuweilen in den Konferenzen von seinem einstigen Schüler, und zwar schien seine Annahme sich zu bestätigen und Achim ein guter Schüler geworden zu sein.

Aber wenn die Mutter dem Oberlehrer begegnete, wandte sie den Kopf, um nicht begrüßt zu werden.

Nach Jahr und Tag ließ Frau Justizrat von der Heydt sich bei Herrn Oberlehrer Seyffertz melden.

„Sie werden sich wundern, Herr Oberlehrer, daß ich komme“, sagte sie verlegen; „ich habe natürlich ein Anliegen. Wir wollen nämlich einen Tanzstiel zustande bringen, und ich möchte daher für einige Ihrer Primaner um die Erlaubnis bitten, an diesem teilnehmen zu dürfen.“

Die wurde ihr gewährt und Frau von der Heydt hatte ihren Besuch beenden können. Aber sie blieb einstweilen sitzen und sagte noch verlegener als vorher: „Und dann wollte ich Sie um Entschuldigung bitten, ich bin recht unartig gewesen, Sie nicht mehr zu grüßen. Es hat mich längst leid getan, um o mehr, als Sie vollkommen recht behielten: Achim ist seitdem ein ganz anderer Schüler, er gehört immer zu den ersten und geht mit Freunden zur Schule. Wir haben wirklich einsehen gelernt, daß Sizenbleiben kein so großes Unglück ist.“

Nach verzögert reichte der Oberlehrer ihr die Hand. „Sagen Sie das recht vielen Eltern, gnädige Frau, dann tun Sie ein gutes Werk.“

Herbstmahnung.

Es blüht eine Rose im einsamen Hag,
Und Herbstplätter säkeln im Winde,
Die Rose, sie denkt an den lenzfrohen Tag,
Es träumt von dem Frühling die Vinde.

Laß fallen die Blüten, laß fallen das Blatt,
Im Frühling, da kehren sie wieder,
Und wenn dir der Tod was entzissen wohl hat,
So denke: „Wir sehen uns wieder.“

Wir sehen uns wieder in schönerer Zeit,
Befreit von dem Hasen und Fosen,
Denn jenseits des Grabes, da gibt es kein Leid,
Da blühen nur Rosen und Rosen. Oellmül Gilmann.

Fürs Haus



Zocken.
(Ursprünglich für 1 Paar: 100 Gramm graue Wolle.)
Anschlag 20 Maschen auf jeder Nadel und den Rand 30 Runden hoch stricken. 1. glattes Stück 30 Runden hoch; Abnehmestück 6 mal abnehmen, jedesmal 6 Runden darüber, es bleiben dann 17 Maschen auf jeder Nadel. 2. glattes Stück 17 Runden. Auf 2 Nadeln die Fäde stricken mit 16 Knötchen. Das Deckelchen in Hosenmitte mit 10 Maschen anfangen und bis 20 zunehmen. Spannzwickel bis auf 17 Maschen abnehmen, über jedes Abnehmen 2 mal darüber stricken; den Fuß mit 40 Runden. Das Abnehmen für die Spitze liegt am Ende der 1. und 3. und am Anfang der 2. und 4. Nadel. 2 mal 3 x darüberstricken, 3 mal 2 x darüberstricken, 4 mal 1 x darüberstricken, dann immer abnehmen, bis es noch 4 Maschen sind. Die Nadeln dürfen nicht zu fein sein, der Fuß muß 28—30 Zentimeter lang sein.

Unsere Bilder

Deutsche Frauen im Weltkriege. Die Töchter eines seit Kriegsbeginn im Felde stehenden Stabveterinär, die sich bereits den vierten Sommer in der Landwirtschaft betätigen. Das linksstehende Mädchen ist Verwalterin eines großen Rittergutes.

Major Würz, der neue Leiter des deutschen Kriegsvetereamts, trat an die Stelle des Majors Stotten, der den Auftrag erhalten hat, eine Abteilung türkischer Offiziere zu einer Besichtigungstour an die Ost- und Westfront zu führen.

Scheimer Rat Professor Adolf Ritter v. Baeyer, der Altmeister der chemischen Forschung, starb in München im Alter von 82 Jahren. Er wurde 1835 in Berlin geboren, studierte in Berlin, Heidelberg und Göttingen. 1860 begann Baeyer in Berlin seine Universitätslaufbahn, er wurde hier 1866 außerordentlicher Professor, 1872 ordentlicher Professor in Straßburg und 1875 wurde er Nachfolger Liebig's in München. Das von ihm hier ins Leben gerufene Laboratorium war durch seine Arbeitsmethoden nicht nur für ähnliche Bildungstätten in Deutschland, sondern in der ganzen Kulturwelt vorbildlich. Besonders verdient gemacht hat sich Baeyer um die Herstellung des Indigo durch künstliche Synthesen. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die chemische Forschung wurden dem Gelehrten viele Ehrungen zuteil, 1905 wurde er durch die Verleihung des Nobel-Preises ausgezeichnet.

Dr. Alexander Welserle, der bereits viermal ungarischer Ministerpräsident war, übernahm wiederum den Vorsitz des Ministeriums an Stelle des zurückgetretenen Grafen Moriz Esterhazy; er wird es als erste Aufgabe betrachten, dem Abgeordnetenhaus eine freisinnige Wahlrechtsvorlage zu unterbreiten. Dr. Welserle ist einer der bedeutendsten und vollständigsten Staatsmänner Ungarns und ein Freund Deutschlands, für dessen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit seinem Vaterlande er schon lange vor dem Kriege tatkräftig wirkte.

Generalmajor Scheuch, der neue Leiter des Kriegsamt's; er ist der Nachfolger des verdienstvollen Generals Gröner, der ein Kommando an der Front übernimmt. Generalmajor Scheuch hat eine schnelle militärische Laufbahn hinter sich; schon in jungen Jahren wurde er Adjutant des Direktors des Armeeverwaltungs-Departements im preussischen Kriegsministerium. Später übernahm er als Nachfolger des Generals v. Wachs die Leitung des Zentraldepartements. — Zuletzt führte er als Generalmajor eine Division im Felde.

Zu den heftigen Kämpfen am Honzo. Unser Bild zeigt eine Aufnahme des Ortes Canale am Honzo, wo sich die starken Angriffe der italienischen Offensive abspielten. Die gewaltigen Anstrengungen der Italiener haben keine Erfolge gehabt, so daß auch die 11. italienische Offensive, also die 11. Honzschlacht, wiederum mit keinem Ergebnis für die Italiener abschließen wird.



Erstlich.

„Alle Wetter, das Honorar für meine Behandlung ist aber doch verzeußelt hoch, Herr Doktor!“
„Aber bedenken Sie doch, was Ihnen erst das Begrüßnis gekostet hätte, wenn Sie gekörbten wären!“

heißem Wasser übergossen. Der Boden der Vogelstube ist gründlich zu scheuern und die Wände werden gefalt.

Rätsel.

Man sieht es beim bewegten Meer,
Nimm einen Laut, so klagt's gar sehr.
Fritz Guggenberger.

Logogriph.

Zwei wirken harmonisch zusammen im 1.
Das 1 schließt zweien oft bitteres Weh.
Joh. Andermann, W. Gladbach.

Rätselsprung.

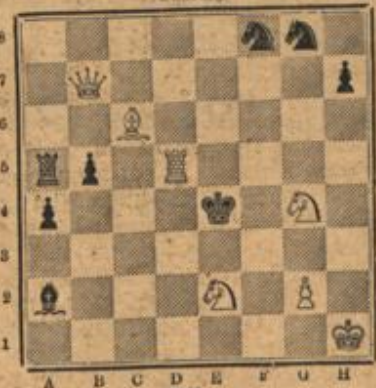
Min.	be.
Los	hand, Kä., wol, gen ar.
ein	kind, in mch An den.
Ad.	Hilf Min sel den, um
sehen	Sich Wen die Er sen
zweck	was mir, gen, den Lei.
kennt	Wen Welt sehen scha Erde
soll	bens ar In hier? Tod.
mes	ge ich Le kind, dem

Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 186.

Von G. Deatkote in Krastbe.
Schwarz.



Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Harle, Kaiser.
Des Bilderrätsels: Durch Schaden wird man klug, aber nicht reich.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Immer im Beruf. Hilfsdienstpflchtiger Friseur (beim Grassmäher zum Bauer): „Wie soll ich's also schneiden, ganz kurz, fünf Millimeter oder halblang?“

Gehorsame Kinder. Zu einem Schulmeister in Straßburg i. E. sagte einst jemand: „Armer Mann, Ihr habt neun Kinder, und sieben Buben darunter! Euch muß ja das Leben zur Hölle werden. Ich habe zwei Jungen, und einer macht mir mehr Ärger und Kummer als der andere.“ — „Das tut mir leid,“ meinte der Lehrer aufrichtig, „aber bei mir ist's just umgekehrt, denn ich habe meinen Kindern die herrliche Kunst gelehrt, gern zu gehorchen. Se, Buben, wißt ihr, daß ihr euren Eltern und Herren gehorsam sein müßt?“ — „Ja, lieber Vater!“ riefen die Jungen freudestrahlend, und die beiden Mädchen beteuerten sogleich von selbst ihren willigen Gehorsam. — „Seht, lieber Herr, so sind sie,“ sagte schlicht der Schulmeister, „und wenn der Tod hereinläme, mir eins von den neunem wegzunehmen, ich wiesse ihn hinaus und spräche: Fort mit dir, hier ist leins zu viel!“ — Einer der gut erzogenen sieben Buben ist ein hochberühmter Mann geworden: er hieß Johann Friedrich Oberlin, und war der Pfarrrer zu Waldbach im Steintal. P. S.

Von Kaiser Wilhelm I. Menschenfreundlichkeit berichten zahlreiche Erzählungen; einer der wenigen bekannten sei hier wiedergegeben. — Eines Tages ging der Kaiser in den Gartenanlagen des Schlosses Babelsberg spazieren und traf dort in dem Teile, wo Obelisk gezogen wird, einen jungen Gärtner, den er aufforderte, mit ihm zu gehen und ihm verschiedenes zu erklären. Nach einiger Zeit fiel dem Kaiser eine wachsende Unruhe an seinem Begleiter auf und er fragte ihn nach dem Grunde. „Halten zu Gnaden, Majestät,“ antwortete dieser, „ich bin Einjähriger im Ersten Garderegiment, und muß um drei Uhr zum Dienst in der Kaserne antreten.“ — Der Kaiser sah nach der Uhr, die bereits wenige Minuten vor drei zeigte. „Dazu ist es freilich wohl zu spät geworden“, sagte er. „Gehen Sie sofort